



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tag ebuch.

Aus Paris.

1. Anfangs Mai.

Die griechische Schuld. — Die politische Bildung in England und in Frankreich. — Die Wahlcorruption. — Der Socialismus. — Rothschild und das russische Anlehen.

Das war einmal eine volle Woche. Die äußere, die innere Politik, Feste und Prozesse, Scandale und Mordgeschichten, Bettrennen und Communistenverurtheilung, — was wollen Sie mehr? Man könnte ein Buch darüber schreiben, und Sie wollen nur einen Brief haben. Wir armen Tagelöhner der Presse sind geplagte Leute; geschieht Nichts, so müssen wir an der Feder kauen, und geschieht Etwas, so schlägt uns gleich die Welle über dem Kopfe zusammen. Von Rechtswegen will ich mit der äußern Politik anfangen. Wir haben stillschweigend die Procente für die griechische Schuld bezahlt. Sonst ist unsere Opposition gleich bei der Hand, um Protest gegen jede unnöthige Ausgabe einzulegen. Hier erhob sich nicht Eine Stimme. Es ist nicht grade Großmuth daran Schuld, sondern ein klares Gefühl, daß Frankreich ein Interesse hat, Griechenland zu schonen. Solche klaren Gefühle in der Politik sind durchgreifend und allgemein nur in constitutionellen Staaten zu Hause, nur in Staaten, wo die öffentlichen Interessen so öffentlich als möglich verhandelt und nach allen Seiten hin besprochen werden. In England gibt es hundert politische Fragen, in denen alle Stimmführer des öffentlichen Lebens wie Ein Mann denken, sprechen oder auch schweigen. Es hat oft das Ansehen, als ob sich alle Zeitungen aller Farben das Wort gegeben hätten, die Sachen nur von Einer Seite zu sehen; die Leute der Politik, die ihre geheimen Staats-, geheimen Hof-, geheimen Legationsräthe hat, sind oft ganz verblüfft über diese Einstimmigkeit, und begreifen gar nicht, wie die Opposition eine so gute Gelegenheit vorbeigehen lassen kann, der Regierung eine Schlappe beizubringen. Die Franzosen haben auch erst nach und nach und erst in einzelnen Fragen den Tact der Deffentlichkeit erlangt; aber sie werden schon weiter auf diesem Felde kommen, und

in fünfzig Jahren eben so sicher herausfinden, wie heute jeder Engländer, der gesunden Menschenverstand hat, wo die Interessen des Landes den Interessen der Parteien und Personen Stillschweigen gebieten. Die Schule der Oeffentlichkeit ist die einzige, in der man nationales Tactgefühl erlangt, und ein solches Tactgefühl ist die Urbedingung einer thätigen Nationalkraft. Alle geheimen Hof-, Staats-, Legationsräthe sind stets und überall Stümper gegen einen Engländer, und nach gerade auch gegen einen Franzosen, der in der Schule der Oeffentlichkeit groß gezogen worden ist.

Daß diese Oeffentlichkeit mitunter sehr un bequem sein kann, ist nicht zweifelhaft; aber selbst diese Seite hat wieder ihren Vortheil. Jeder muß auf sich achtgeben, und wenn er auch im Herzen ein Lump ist, schon um der Oeffentlichkeit willen ehrlich handeln. Auch dafür ist das heutige Frankreich ein Beweis; die Scandale, die wir erleben, sind ärgerlich genug; aber sie sind die verdiente Strafe der Schlechtigkeit. Zu andern Zeiten gab es weniger Scandale; aber ich glaube kaum, daß dennoch die französische Regierung je ihre Hände weniger durch Bestechlichkeit befudelte, als gerade jetzt, wo von Zeit zu Zeit so schändliche Scandale ans Tageslicht der allgemeinen Oeffentlichkeit gezogen werden. Die Briefe des General, Pair de France, und ehemaligen Minister Hr. Cubières sind eine Schmach für Frankreich und seine Pairs und Ministers, denn sie beweisen, daß entweder Herr Cubières oder Herr Teste sich haben bestechen lassen; aber sie beweisen auch für alle höher und nieder Angestellten, daß es heute gefährlicher als je ist, sich bestechen zu lassen. Das wird die Folge sein; und sie ist schon zum Voraus thätig gewesen, denn Jeder muß die öffentliche Anklage heute zum Voraus fürchten, was denn alle Welt veranlaßt vorsichtig zu sein; und die Mehrzahl aller Beamten weiß auch, daß die beste Vorsicht eben Ehrlichkeit und Redlichkeit ist.

Der Prozeß gegen Herrn Boutry, den ehemaligen Gehülfen in allen scandälösen Speculationen des Herrn v. Girardin, beweist denn freilich, daß in Bezug auf die Wahlen, das Ver- und Erkaufen der Wähler nach und nach auch in Frankreich einreißt. Und ich fürchte, hier wird selbst die Oeffentlichkeit nicht viel helfen. Die Macht der Deputirten ist zu groß, um nicht Viele in Versuchung zu führen, sie auf jede Weise, um jeden Preis zu erringen. Und diese Furcht muß um so begründeter erscheinen, wenn man bedenkt, daß überhaupt das Wahl- und Wählbarkeitsrecht in einer Geldfrage, und nur in einer solchen, wurzelt. Wer so und so reich ist, ist Wähler, wer so und so viel reicher ist, kann auch gewählt werden. Geld ist also die einzige Befugniß zum Wahlrechte, und somit sind Geldmenschen vor Allem darauf angewiesen, von ihm Gebrauch zu machen. In einem solchen Boden können nur verdorbene Säfte gedeihen, und die Früchte dieser Säfte bekunden wieder den Boden, in dem dieser Baum wurzelt. So lange nur Geld Recht gibt, wird auch das Recht selbst eine Geldfrage sein; und deswegen ist vorherzusehen, daß hier selbst die offenbarsten Scandale nicht viel ändern werden.

Aber die Zeit wird kommen, wo die Rolle des Geldes eine weit weniger bedeutende sein wird. Es gibt Leute, die diese Aenderung vom Socialismus

und Communismus hoffen. Ich denke einzelne Socialistische „Ideen“ werden eine große Rolle in der nächsten Zukunft spielen, wie hohl und gehaltlos auch alle socialistischen „Systeme“ erscheinen mögen und wohl in der That sind. Der Communismus ist freilich ganz geeignet, selbst vor den besten Ideen des Socialismus abzuschrecken, da sehr oft die communistischen und socialistischen Systeme in einander übergreifen, und wenigstens von den Gegnern jedes größern Fortschrittes als zu demselben Ziele führend dargestellt werden. Auch dafür sahen wir in den letzten Tagen ein Beispiel in dem Prozesse gegen Blangin — den Bruder des Nationalöconomisten, — der in Blois abgeurtheilt wurde. Die Staatsbehörde warf die Communisten und Socialisten in denselben Topf, und das Gericht verweigerte den erstern sogar ihre Ansichten zu vertheidigen, obgleich diese Ansichten allein angeklagt waren. Beides war nicht nur Unrecht, sondern unklug. Die gefundenen Ideen der socialistischen Bestrebungen kommen so den Communisten zu Gute; das Urtheil ohne Vertheidigung gibt ihnen zugleich den Schein des Martyrthums. Und beides kann ihnen nur nützen. Auch für sie würde wahre Deffentlichkeit rascher als alle Zwangsmittel sehr bald den Unfug zu Tode verurtheilen und aus dem Leben der Volksthätigkeit austreichen. Aber es scheint, daß alle Machthaber verdammt sind, die Fehler stets wieder nachzumachen, die einst ihnen selbst halfen, zur Macht zu gelangen.

Wenn man demnach hoffen kann, daß die Herrschaft des Geldes, als einzige und alleinige Triebfeder der Politik, mit der Zeit und vielleicht bald ein Ende nehmen wird, so sind eben Scandale, wie die des Wahlkaufes, und noch mehr die Scandale der Börsen und die letzten Ereignisse auf den europäischen Geldmärkten die Ursache dieser Hoffnung. So lange nur Hr. v. Rothschild Gesetze in der Börse vorschrieb, hatte seine Macht und Allmacht schon immerhin eine höchst verlegende Seite. Aber er beutete doch den Markt nur in einem Privatinteresse aus. Die 117 Mill. Franken, die Rußland in den letzten Tagen in die Börsen von Paris und London brachte, sind in gewisser Beziehung eine Art kaiserlich russisches Decret: „Le Maison de Rothschild a cessé de regner!“ An seine Stelle tritt das Haus Romanof. Und es wird die Börsen nicht im Privatinteresse sondern im Staatsinteresse Rußlands zu lenken suchen und zu lenken im Stande sein. Rußland kann heute 117 Mill. Fr. auf diese Weise verwenden, weil es unerschöpfliche Goldgruben hat. Diese Goldgruben erlauben ihm in ein paar Jahren eine gleiche Summe zu demselben Zwecke aufzubieten. Mir scheint es, als ob in dieser einzigen Thatsache eine vollkommene Revolution der Geldverhältnisse, da sie in den Börsen ihren Mittelpunkt gefunden haben, liege. Ist es wahr, daß die Börse den größten Einfluß auf die Weltverhältnisse hat? Wenn diese Frage bejaht werden muß, so läßt sich nicht mehr leugnen, daß dieser Einfluß durch den Goldgewinn Rußlands in die Hände Rußlands überzugehen droht. Die Engländer ahnen dies; die Welt wird es bald genug fühlen, — und das zu Reformen des Credits führen, die schon aus andern Gründen nothwendig sind, die aber wie alle Reformen nicht eher stattfinden werden, bis auch die Mächtigsten unter der bestehenden Unnatur leiden. Die russischen Millionen werden Propaganda machen. —

Eröffnung des Frühlings. — Oesterreicher und Araber. — Louis Philipp. — Brod und Feuerwerk. — Eine Volksscene. — Guizot und seine Partei. — Lamartine als Geschichtschreiber.

Der erste Mai — hier zu Lande noch ein besondres Fest, weil es der Namenstag des Königs, la fête de roi, ist — hatte diesmal wahrhaft etwas Festlich-schönes. Nach langem bösen Regenwetter war endlich der volle herrliche Frühling über Paris hereingebrochen und von früh Morgens an war Alles auf den Füßen. Die Boulevards mit ihrem üppigen Gedränge, die schönen Tuileriesgärten deren breite Alleengänge zu eng für die auf und abwogenden Menschenmassen wurden, gewährten einen prächtigen Anblick. Auf der Place de la Concorde plätscherten die Springbrunnen im Sonnenscheine und löschten den Staub, den die vorüberrollenden Wagen unaufhörlich aufwirbelten. Von der wallenden Menge unwillkürlich fortgezogen, kömmt man unversehens in die Champs elisées. Dort werden in einem improvisirten Tages-Theater große pantomimische Vorstellungen, meist Scenen aus den französischen Kriegen mit großem Aufwand von Pulver und Fanfaren aufgeführt. In der Regel ist es, daß bei diesen Ersten-Mai-Vorstellungen die Oesterreicher Prügel bekommen zur großen Freude des Pariser Volks. In diesem Jahre hatte man aus zarter Rücksicht Araber gewählt, die denn auch unter den Angriffen der französischen Truppen weidlich zusammengehauen wurden.

Abends kurz vor dem Feuerwerke pflegt sich Louis Philipp mit seiner Familie auf dem Balcon zu zeigen. Sind den ganzen Tag die Tuileriesgärten nicht leer geworden, so wird um diese Zeit das Gedränge noch größer — man hat so wenig Gelegenheit den König zu sehen. Er erschien — aber was sagst du deutsches Herz dazu, das mit so tiefer Devotion deinen Fürsten zu huldigen gewohnt bist — kein Vivat erhob sich, höchstens ein Gemurmel wie der Herr Nachbar dem Herrn Nachbar sagt: „das ist er — siehst Du ihn den Herrn in weißen Pantalons — und der Knabe, der sich auf dem Balkon niedersezt und die Füße durch's Gitter herabhängen läßt ist der Graf von Paris.“ — Bei diesem Erscheinen pflegt die Militärbande die Marsellaise zu spielen. In früheren Jahren war es herkömmlich, daß dann Louis Philipp mit erhobener Hand den Takt schlug; jezt hat er das aufgegeben, ein Zeichen, daß er es nicht mehr für nöthig hält, den revolutionären Sympathieen zu schmeicheln.

Bald verzog sich die Menge aus den Gärten und eilte dem Quais zu, denn das Feuerwerk sollte abgebrannt werden. Die Oppositionsjournale hatten darüber Zeter geschrien, daß die Stadt bei dem Zustande allgemeinen Nothleidens 10,000 Franken votire, um sie in Raketen und Leuchtkugeln in die Luft zu puffen — sie hatten sehr unrecht. Es wäre sehr traurig, wenn man alle Feste, alle Poesie einstellen wollte, um dafür Brod einzukaufen. Ohne davon zu reden, daß das Schauspiel Tausende aus der Umgegend herbeilockt und die Vorbereitungen Hunderten einen Verdienst schaffen — jeder Franzose, auch der ärmste hat seine Freude an dem prachtvollen Schauspiel und ist stolz darauf, daß etwas so Prächtiges nur in Paris zu sehen ist. Panem et circenses, Brod

und Schauspiele foderte das Volk von Rom und hatte recht, es ist jämmerlich und zeugt von Engherzigkeit, wenn die Utilitarier von heute, nur immer vom Magen sprechen, der zu füllen ist und die Sinne ganz vergessen, die auch ihr Recht haben.

So verging das Volksfest vom ersten Mai in allen Freuden. Der Fremde, der die harmlos schwazende und gaffende Menge sah, mußte fragen: sind das die als so wild und gefährlich verschrienen Franzosen? Doch hatte eine große Entwicklung von Streitkräften stattgefunden, die Tuilerien waren voll Patrouillen. Auf unzweifelhaft falschen Angaben hin hatten die Behörden lebhaftes Besorgniß gefaßt, und wie die Zeitungen erzählen, war an alle Casernen der Befehl ergangen, eine bestimmte Truppenzahl marschfertig zu halten.

Ich meines Theils sollte an diesem Tage durch eine Volksscene, der ich als Augenzeuge beizwohnte, einen Blick in das ungefüme und doch so leicht versöhnbare Herz des Pariser Volks thun. Es war an der Barrière Montparnasse. Dort war es zu einem Streit zwischen Bürger und Militär gekommen und die Ursache des Disput's war die so oft schon aufgeworfene Frage: ob der Bürger dem Soldaten, oder der Soldat dem Bürger vorgehe. Man wurde handgemein und der Hader drohte einen gefährlichen Charakter anzunehmen, als ein Mann aus dem Volke mit aufgeschürzten Aermeln durch die Menge brach, sich zwischen die Kämpfer stellte und ausrief: „Meine Herren, Soldat und Bürger sind zwei gleich ehrenhafte Körperschaften, als Franzosen Eins und dasselbe. Keiner hat den Vortritt, Hand in Hand sollen sie gehen — in's Wirthshaus.“

Diese mit allem den Franzosen eigenen Pathos gesprochenen Worte entwaffneten den Zorn der Parteien. Sie versöhnten sich und gingen, wohin sie der Vermittler zu gehen gerathen hatte. —

Seit einiger Zeit gewinnen die Debatten der Deputirtenkammer ein höheres Interesse. Es ist dort zu einer bedeutenden Krisis gekommen und es ist gar nicht zu bezweifeln, daß ein Ministerwechsel, partiell oder total bevorstehe. Zusehends verliert die Partei, welche jetzt sieben Jahre schon über die Schicksale Frankreichs entscheidet, den Boden unter den Füßen und Alles rechnet nach, wie lange sie sich noch halten wird. Die letzten Reden Guizot's zeugen von der Unsicherheit, die sich in so bedrohlichen Momenten des Mannes bemächtigt, der so lange den Stürmen getrogt hat und nun, von Männern umgeben, die ihn öfter compromittiren als unterstützen, allmählig den Halt verliert. So heftig der neue Angriff Billaud's war, so weit blieb die Antwort Guizot's hinter dem zurück, was man sonst von ihm zu hören gewohnt war. Der absprechende Stolz, die Reckheit des Sophisma's, der prachtvolle Hochmuth der Rede scheinen den Redner zu verlassen und jede Kammerstüzung bringt eine Niederlage. Und wie denn bei Häusern, die einzustürzen drohen, die Ratten auswandern, so verlassen früher conservative Journale in Masse das Haus des Conservatismus, um sich gelegnere Quartiere zu suchen. Die nächsten Monate werden zweifellos wichtige Aenderungen mit sich bringen.

Lamartine ist mit seiner Geschichte der Girondisten bis zum 5. Bande vorgeückt, der die Hinrichtung des Königs beschreibt. Er hat damit seinem Vaterlande ein Buch gegeben, das von dem größten Einflusse sein wird, weil es die

Revolution von einem Standpunkte aus schildert, dem alle bisherigen Historiographen der Revolution auch nicht einmal nahe gekommen. Lamartine der Poet wird bald vergessen sein, Lamartine der Staatsmann wird nie zu einflussreicher Wirksamkeit gelangen, aber Lamartine der Geschichtschreiber der Gironde wird von dem bedeutendsten Einflusse auf die Geistes-Entwicklung des jungen Frankreichs sein. Es ist etwas Großes um eine Anschauung, die das Königthum vertritt, mit aller Beredsamkeit eines Royalisten, die Republik mit allem Feuer und aller Begeisterung eines Republikaners und dabei das Maas der Gerechtigkeit rechts und links einhält und über die Kämpfe der Zeit hinaus den sicheren Blick behält in die alles lösende und ausgleichende Zukunft.

Uebrigens ist es ziemlich still in der Presse. Madame Sand hat in dem Blatte des Herrn Girardin einen neuen Roman „il Piccinino“ zu publiciren angefangen, der ganz reizend zu werden verspricht.

A . . . d.

II.

Aus Berlin.

Das blaßirte Berlin. — Die Polen und der Landtag. — Das „Schriftstück“ der 137. — Noch einmal Janus. — Frühling.

Dem Vollblut-Berliner dauert die Politik schon zu lange; auf dem Landtag haben sie jetzt nach grade lange genug gesprochen, es handelt sich nun um Interessen, die keine augenblickliche Erregung hervorrufen, und die gar zu sehr gegen die gewaltfame Spannung der ersten Tage abstecken. Damals, als man von der Tribune rief: Ihr Minister, setzt euer Haupt zu Pfand! als von der Ministerbank geantwortet wurde: ihr wollt doch nicht etwa, daß der König — —; damals, als ein Rheinländer nach dem andern die Theorien der Freiheit und Gleichheit auseinandersetzten, von der Ehre Preussens, von den Befreiungskriegen und dem Uebergreifen des Czarenreichs viel Gutes und Passendes zu sagen wußten, damals war es eine andere Zeit! Man hatte desillirten Liberalismus! Nun löst sich Alles auf in einzelne Interessen, der Spiritus wird mit Wasser vermischt. Indes, was ist zu thun! die Garcia ist fort, die Ceritto vergessen, Jenny Lind wird London in Aufruhr setzen, uns bleibt nur — Kathinka Evers mit den blaßblauen Augen, die höchstens das Publikum in Erstaunen setzt, wenn sie den Mantius-Florestan unter ihren Mantel nimmt, den armen Jungen, um ihn vor dem bösen Bizarro zu schützen. Es hilft nichts, wohl oder übel muß doch der Landtag daran; die kritische Schule hat keinen neuen Standpunkt überwunden, es ist kein Referendarius aufgestanden, eine neue Religion zu erfinden, kein Schriftsteller ist ausgewiesen; Nichts! Nichts! Kellstab kritisirt, D. W. Lange kritisirt, Klein kritisirt, Hieronymus kritisirt, Gungl spielt, Liebig spielt — das ist alles schon dagewesen! Wenn doch die Akademie wieder einen Brief schriebe! nicht einmal die Voigtländer machen mehr in Gemeuten!

Das Interesse knüpft sich jetzt an zwei Punkte. Einmal haben sich zum ersten Mal die Polen auf eine kräftige Weise movirt, und die Deputirten von al-

len Farben und Schattirungen haben sich mit einer sehr anerkennenswerthen Bereitwilligkeit ihrer Sache angenommen; dieser faule Fleck der preussischen Monarchie muß jetzt zur Sprache kommen, und ich glaube, daß das einzige Mittel, ihn zu heilen, in der unummwundensten Offenheit besteht. Wir dürfen nicht ewig die Sünden unserer Väter büßen; die Polen dürfen nicht ewig sich in Träumen wiegen, die ihrer Thätigkeit allen Boden nehmen. Der nächste Vortheil wird der sein, daß sie erkennen, wir tragen keinen Haß gegen sie, wir fühlen tief, was sie erregt, und wir wollen zu jedem Mittel der Abhülfe bereitwillig die Hand bieten.

Der zweite Punkt ist der Protest, oder die Adresse, oder die Petition, oder wie der eigentlich legitime Ausdruck ist, das Schriftstück der 137. Es ist merkwürdig, wie diese Protestanten, indem sie gegen den Willen des Königs protestiren, zugleich mit noch größerer Lebhaftigkeit dagegen protestiren, daß mit dieser Protestation etwas Ernstliches gemeint sein sollte. Die Herrencurie hat erklärt, sie wolle weder an der Berathung darüber Theil nehmen, noch der andern Curie das Recht zuerkennen, allein darüber zu berathen. Wenn nun die Protestirenden nicht zu einem heroischen Coup entschlossen sind, so läßt sich nicht recht absehen, was daraus werden soll. — Fürst Lychnowski wollte die Thüren der Herrencurie den drei Ständen öffnen, aber der Marschall bemerkte, daß dann Zugluft entstünde, und es ist zu fürchten, daß dieser Zugwind, um nicht bei den Herren Rheumatismus zu erzeugen, die wohlgemeinte Petition entführen wird. —

Und nun noch eine Figur: Der unglückselige Janus tobt wie ein Beseffener umher, und ruft aus Leibeskraften: Feuer! Feuer! die Revolution und die Sündfluth sind vor der Thür! die Jacobiner sind an unserm eigenen Heerd, auch der König läßt uns in Stich, er hört nicht auf unsern Rath, er läßt die Demagogen ungestraft umherlaufen! Alles ist verloren! nur noch Ein Mittel! kauft den Janus! kauft den Janus!

Und über all' diesem Jammer ist es Frühling geworden, sogar in Berlin! der Thiergarten ist grün und wird bald grau sein, im Odeum sitzt man im Freien, und läßt sich bei einer kühlen Blonden die Ouverture zum Czaar und Zimmermann vorspielen, und in der freien Luft darf noch immer nicht geraucht werden.

Neufölln.

III.

Tirolische Geschichtschreibung.

Aus Innsbruck.

Vor ein paar Wochen lag unsrer Landeszeitung, dem bescheidenen „Boten für Tyrol,“ eine Anzeige bei, welche die Herausgabe der besten „in der reichen Fundgrube der Musealbibliothek vorhandenen Quellen“ für tirolische Geschichte verspricht. An Büchern, welche unsre Alpen und Thäler, den Charakter und die Sitten unsres Volkes in's Auge fassen, fehlte es bei uns keineswegs, was aber „weit mehr zu wünschen wäre,“ meint das Programm mit einem kaum un-

terdrückten Seufzer über manche dieser „touristischen Anschauungen“ sei „eine Geschichte des Landes und Volkes von Tirol.“ Was man nicht alles, oder wo man mehr lernen könnte als von der Geschichte, und doch wird mir vor nichts mehr hange als eben vor unsern Historiographen. Zweifelsohne grundgelehrte Leute, die z. B. wohl ein halbes Duzend Gänsefüße über die Frage abstumpfen, ob im 13. Jahrhundert auf einem Berge des Thales Mortell, der jetzt unter ewigem Eis und Schnee liegt, ein Kloster bestanden, wovon jedoch schon 200 Jahre später keine Spur zu finden war? oder ob ein anderes Kloster, das der Dominikanerinnen zu Steinach bei Meran, von Adelheid, der Tochter König Heinrich's von Böhmen, oder ihrer Namensschwester, der Tochter des Grafen Albrecht von Tirol gestiftet wurde? Man sollte hienach wohl meinen, daß Rost und Staub an dem von unserer Vorzeit ererbten Rüstzeug vergebens gesucht werde, aber mit nichten; was man gewöhnlich unter Geschichte versteht, besitzen wir über die Erlebnisse unserer Väter im Zusammenhange gar nicht, und selbst bei der Anfrage über einzelne entscheidende Momente sind wir oft voll jugendlichen Erröthens um Bescheid verlegen, ja es gibt bei uns sogar Leute, die höchlich bedauern, daß nicht alle Mängel des Clerus zu verdecken, oder die Beschwerdartikel im Bauernkriege mit dem Bemerken abbrechen, „sie vermöchten nicht alle Lästerungen aufzuführen,“ oder endlich eine Vüberei am besten als dem Geiste des Bundschuhs angehörig zu bezeichnen glauben. Wir besitzen zwar auch im Gegensatz zu den Acten- und Pergamentmotten einen hochfliegenden Sonnenvogel, der aber des steten Farbenwechsels halber nicht recht gefallen will, und vom Trauerspiel des Jahres 1809 her im bösen Andenken steht und auch stets einen Dr. Faber auf den Fersen hat, der über seine Einschießel und Verbesserungen genaue Vormerkung hält. Man liebt bei uns nicht einmal die Kunst, die mit einem Silberblick die Gährung der Massen beleuchtet; auf die paar Züge, die das Menschenleben in die Stirne eingefurcht und das Individuum und seine Zeit zeichnen, — kommt es uns gar nicht an, geht nur kein Fältchen am Kostüm, kein Buchstabe von dem verloren, was verbrieft und aufgeschrieben ist; nichts über eine Chronik! Man erzählt uns treuherzig, wie sich Gewohnheiten, Gesetze, Verhältnisse breit gemacht, die weder vor noch neben uns andern Völkern zu statten kommen, als ob die hohe Mauer unserer Berge von Anbeginn alle andern Stämme deutscher und wälscher Lande so getrennt und abgeschnitten, daß die Strömungen der Zeit spurlos davon abgeprallt, daher denn auch keinem „Ausländer,“ wäre er selbst ein Deutscher, ein Urtheil über Begebenheiten in diesem Zauberkreise zukömmt. Wie unsern Nachbarn am Rhein und Neckar, an der Elbe und Spree der Spiegel vergangener Jahrhunderte daran rein geschliffen wird, daß uns die Helden daraus wie lebend anblicken, wie der Geist sich dort losgerungen aus den Fesseln minorennen Traumlebens und zu voller Kraft und reifem Selbstbewußtsein gelangt, davon lief uns kaum ein dunkles Gerücht zu. Man betrachtet hier zu Land die Geschichtschreibung nur als einen actenmäßigen Bericht einzelner Begebenheiten, wobei es nicht erlaubt ist, andere Gedanken kund zu geben als die den Stempel offizieller Legitimität und ultramontaner Rechtgläubigkeit ausweisen.

Solche geschichtliche Künste scheinen insbesondere auch denen vorgeschwebt zu

haben, die im Ganzleisty! des vorerwähnten Programms zu uns sprechen. Die Masse des Materials, die doch, wie sie jetzt im Museum aufgestellt, ein Einziger sammelte, bedünkt sie ungeheuer, nicht zu überwältigen die Herkulesarbeit einer Geschichte Tirols ohne Monographien über einzelne Abschnitte; daher erlag ihr auch Formayr, der zwar vielleicht nicht Alles weiß, was in der „Musealbibliothek“ geschrieben steht, aber viel mehr und Interessanteres. Um unsere Begriffe über Geschichtschreibung besser aufzuklären, wird auch zugleich ein Muster geboten, „ein wahres Volksbuch,“ wie die Ankündigung besagt, nämlich die Geschichte der tirolischen Landeshauptleute, die Freiherr Jacob Andre v. Brandis in den Jahren 1610 — 1628 niederschrieb. Das erste Heft davon liegt vor uns und dient daher als Probe.

Das Buch ist nichts weiter als eine Chronik, die wie andere aus noch früheren Zeiten mit dem „gewaltigen gewäu des Hohen Thurms, vnd mechtigen Statt Babel“ beginnt, im ersten Theile aber nur die Namen einiger „Römischen Landthauptleithe,“ deren einer Bonopus, eine rechte amphora Bachi gewesen, dann die Geburts- und Todesjahre der deutschen Kaiser bis auf Friedrich I., und mit einigen Notizen von gleichem Gewicht auch jene der tiroler Grafen bis auf ihren letzten Sprößling Margarethe die Maultasche (1336) berichtet. Erst über letztere wird der Chronist gesprächiger; was ihm aber in den Augen der Archivare und Sammler gewiß den größten Werth verleiht, ist die wörtliche Einrückung vieler alten Urkunden, deren einige selbst im lateinischen Original gegeben sind. Das rohe Material von Koll- und Siegelbriefen, worunter sogar welche in fremder Sprache, der Rococostyl des 17. Jahrhunderts, der nur von Staatsactionen, Fürsten- und Adelsgeschlechtern, aber nichts vom Volke weiß, diese also wären die mundgerechte Hausmannskost für den gemeinen Mann? So viel wird wenigstens klar, daß die Volksbücher bei uns noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen sind.

Bei alledem behalten diese Herren aber doch in Einem recht, darin nämlich, daß unsere Geschichte eine vortreffliche Schule für das Volk wäre, ja, was sie zwar verschweigen, eine viel bessere noch als alle Heiligen- und Wundergeschichten, Gebet- und Erbauungsbücher; freilich käme es nur darauf an wie man sie schriebe.

Auch in unsern Gauen wirft sich allererst die Frage auf: wie wurden wir Freie aus Knechten des Krummstabes und Schwertes? Es scheint, daß wir darin hinter andern deutschen Landen nicht zurückblieben, ja der Bundesbrief vom Jahre 1323 führt schon Städte und Gerichte, also Bürger und Bauern unter den Ständen Tirols auf. Durch Friedrich, zubenannt mit der leeren Tasche, der den Bauern Schutz und Obdach auf jener Flucht aus Constanz, ja den Besitz seines Erblandes Tirol verdankte, wurden sie vollends den Rittern gleichgestellt; er setzte auf dem Landtage von 1420 eine gleiche Anzahl aus ihnen und dem Adel zu Richtern über den Bund der widerspänstigen Dynasten, und die Strafen, welche dieselbe Versammlung gegen die Verlezer des Landfriedens aussprach, schützte den auflebenden Feldbau, Gewerbe und Handel. Aber schon unter Friedrich's Sohne, dem schwachen Sigmund, oder vielmehr seinen Günstlingen, über-

wucherte Willkür und Gewalt die zarten Keime, nur selten regten sich die Stände, bis endlich das Unleidliche, der muthwillige Krieg mit Venedig, die böse Bastardwirthschaft, die Hergenmeister, die Bergendung der reichsten Bergschätze und Ueberschuldung auch dem Geduldigsten die Zunge lösten und König Max als Mittler herbeigerufen ward. Dadurch gewann dieser eine bei weitem größere Macht, denn ihm je als Erbe zu Theil geworden wäre. Rastlose Vergrößerungssucht seines Hauses verwickelte ihn in endlose Kriege, denen Tirol, das in der Mitte seiner Feinde lag, sein gerühmtes Landlibell von 1511, (nämlich eine Ordnung für die unentgeltliche Beisteuer von Landsknechten) verdankt; das übrige Deutschland hatte sie ihm verweigert, hier gewann er sie durch Bestätigung alter und Zusicherung neuer, aber nie verwirklichter Freiheiten. Der ritterliche Herr liebte gar sehr die Jagd, und wiewohl er sterbend das Wild den Bauern preisgegeben, blieb es doch auch nachher verboten, Feld und Leben davor zu wahren. Noch mehr aber fränkten den gemeinen Mann die Bedrückungen des Adels und der Geistlichkeit; das weichliche und veruhlte Leben der Letztern lag vor aller Augen. Die neue Lehre weckte die Menschheit aus ihrem langen und tiefen Schlummer, man frug einmal wieder nach der reinen Christuslehre vor ihrer mittelalterlichen Verwandlung und verglich damit das thatsächliche Bekenntniß ihrer Verkündiger und die Anmaßungen der Mächtigen. Mißlich war, daß das südwestliche Deutschland den fanatischen Uebergriffen Thomas Münzer's verfiel. Ferdinand I. gewährte zwar selbst die Forderungen der Aufständischen, daß das Wort Gottes rein gepredigt, Menschenlehre abgeschafft, die Wahl ihrer Prediger den Gemeinden freigestellt würden, ja fast unter dem Lärm der Sturmglocken kam auf eilig berufenem Landtag ein neues bürgerliches Gesetz zu Stande, welches die seit 80 Jahren aufgedrungenen Roboten und den kleinen Feldzehent abschaffte und die Jagd des schädlichen Wildes gestattete, allein der schlaue Erzherzog hatte sich nebenher vorbehalten, diese Landesordnung „mit Vorwissen der Landschaft zu mehren oder zu mindern,“ er hatte für seine Zugeständnisse eine Empörungssordnung eingehandelt, die alsbald gegen diejenigen angewandt wurde, die man noch mit dem Schwert in der Hand traf, und die Geistlichkeit, die, wiewohl vorgefordert, nicht erschienen war, wußte bald das Verlorne wieder hereinzubringen und die Erklärung zu erwirken, daß das Libell betreffs ihrer durch den Reichstagsabschied von Speier abgethan sei. Die Wiedertäufer starben zu Tausenden auf dem Holzstoß oder unter dem Henkerbeile, und was auch von Bibeln oder andern Schriften, die nicht im Geiste von Canisius Catechismus dem Lande zusfloß, vertilgten später die Jesuiten, die 1560 in's Land gerufen wurden. Die Früchte aus der Zeit ihres Wirkens sind die bittersten, aber wahre Arznei für die Gegenwart. Dieselben tirolischen Fürsten, die von ihnen erzogen und geleitet wurden, ihre Collegien und Kirchenbauten beschenkten, Ketzer verfolgten und das Hofgestüde zur Messe trieben, täglich die Tagzeiten ablasen, oder auch italienische Säger und Schauspieler verschrieben, bürdeten auch den Ständen ihre Kammer Schulden auf, zogen für den Unterhalt ihres Hofes den Schenkpfennig ein, und waren erfindlich in neuen Steuern. Die Jesuiten huldigten dem jeweiligen Geschmacke des Hofes in geistlichen oder weltlichen Tändeleien, schulden den Adel zu seinem wil-

lenlosen Diener, und waren zufrieden mit der Herrschaft über beide. Die Landtage des 17. Jahrhunderts, namentlich unter Leopold I., als Tirol wieder unter Oesterreichs Zepter zurückgekehrt, gewähren ein ergößliches Schauspiel. Der Kaiser postulirt auf Grund des Landlibells von 1511 eine namhafte Beisteuer zu seinen Kriegen, oft auch noch Beiträge zu Hof- und Kirchenbauten in Wien, Hochzeits- und Kindbettsgeschenken, ja selbst zu Reisen; hierauf wendet die Landschaft ein, laut eben dieses Libells, das sie nur zum Waffendienst verpflichte, sei sie von solchen Abgaben frei und losgesprochen, und weist das Ansinnen herzhaft zurück; die Kronbeamten wollen aber das berufene Landlibell wegen veränderter Kriegsart nicht mehr gelten lassen, und beziehen sich darauf, daß Tirol eine österrreichische Provinz geworden; nun beginnt schon die Capitulation, man feilscht bloß mehr um die Größe der Summe, und bewilligt bei der vierten oder fünften Erwiderung, immerhin jedoch mit feierlichen Vorbehalt aller Privilegien und Freiheiten wenigstens die Hälfte. Es läßt sich denken, daß gegen diese bei richtiger Abstattung des Zugewinkerten höhern Orts nichts eingewendet wurde. Und doch hielten selbst diese geduldigen, lenksamen, überfrommen Stände wenigstens eine Vermehrung der vielen Klöster dem Wohl des Landes nicht zuträglich, und baten wiederholt davon abzulassen, während sich die unsern die Einführung der Jesuiten als Gnade ersuchten. So lichtfreundlich waren ihre Augen denn freilich nicht, daß sie die Reformen Marie Theresen's und Kaiser Joseph's II. freudig begrüßten, die schmutzige Kutte der Mönche und Nonnen war dem Volke so verehrungswürdig geworden, daß über ihre Beschränkung lebhafter Unmuth rege ward, und die Wiederherstellung der aufgehobenen Klöster, die Rücknahme des Verbots der Ablegung geistlicher Gelübde vor erreichter Großjährigkeit, die Aufhebung des Toleranzpatents und der Normalschulen, ja selbst die Einziehung der neu errichteten Kapellanien auf dem Lande waren seine dringendsten Bitten auf dem Landtage 1790, den Leopold II. nach Joseph's Tode berufen hatte. Selbst die Erhebung im Jahre 1809 entbrannte nicht aus den Sympathieen für die Freiheitskämpfe Schill's und anderer deutscher Helden, sondern aus der Verunglimpfung seiner Priester, der Beseitigung der noch übrig gebliebenen Klöster, der Abschaffung der Christnachtmessen, Prozessionen und Wetterfegen.

Die Wahrheit, die wir hier offen auszusprechen wagten, wird diesen Zeilen manche Ungunst zuziehen, es ist aber endlich Zeit, daß man den Bethörten die Binde von den Augen nehme. Eines der besten Mittel dazu liegt in einer Geschichte Tirols, welche diese Momente richtig auffaßt, und in einer allgemein verständlichen Sprache dem Volke mittheilt. Ja, sammelt und forschet, prüfet und sondert, aber nicht um zu berichten, wer euer Ahn und Urahn war, bei denen man umsonst nach weisen Thaten frägt, oder um tändelnde Neugier mit weiblicher Schwaghastigkeit zu unterhalten, oder wohl gar euch selbst wohlgefällig im Spiegel eurer Gelahrtheit zu belächeln, sondern um unsern Geist aufzurichten, und uns den Grund der Dinge zu zeigen, die uns Verderben brachten.

IV.

Aus Prag.

1.

Das Memoire der Landstände. — Der clericale Referent. — Eine Deputation zum Begräbniß des Erzherzogs Karl.

Den 3. Mai hat die schon im Monate März erwartete Eröffnung der landständischen Versammlung stattgefunden, und sehr stürmisch war die Debatte des ersten Tages, so daß sich manches piquante Ereigniß auch in den noch bevorstehenden vielen Sitzungen erwarten läßt.

Das Comité, welches die Aufgabe zu lösen hatte, die heute noch zu Recht bestehenden Prerogative der Stände genau zu ermitteln, und die eigentliche Bedeutung jenes Regierungsvorbehalts, die Landesordnung beliebig zu mehrern oder zu mindern, festzustellen, hatte seine Arbeit vollendet, und die ihm gewordene Aufgabe mit Talent und Klugheit gelöst; daß jenem Vorbehalt die von der Regierung den Ständen angefohrne Deutung nicht zugestanden, sondern nachgewiesen ward, dasselbe beziehe sich bloß auf denjenigen Theil der Landesordnung, welcher die Civil- und Verwaltungsgesetzgebung für Böhmen enthält, und welchem durch die spätere Gesetzgebung ohnehin schon derogirt worden, während die ständischen Vorrechte und Privilegien in einem besondern, sogar späteren Majestätsbriefe, ohne jenen Vorbehalt bestätigt worden waren, war natürlich, und liegt wohl auch in strenger urkundlicher Consequenz.

Das Memoire des Comité's, welches wohl der Deffentlichkeit anheimfallen dürfte, wurde dem Herrn Landtagsdirector überreicht, welcher dasselbe dem Landesauschusse, und insbesondere einem clericalen Beisitzer desselben als Referenten zur Begutachtung überwies, worin eine bedeutende Fraktion der Herrn Stände Verletzung der Form zu erkennen glaubte, weil jenes Comité von der ständischen Versammlung unmittelbar gewählt und beauftragt, nur mit dieser Versammlung im Ganzen in Beziehungen stehet, der Ausschuss demnach sich jeder Beurtheilung jenes Comité's zu enthalten hatte, da es ihm an der Competenz hiezu fehle, indem dasselbe nur als ständische Delegation für laufende Geschäfte, keineswegs aber für ein spezielles andern Kräften übertragenes Geschäft, bestellt sei.

Der etwas kräftige Ton jenes Memoires und insbesondere die Berufung auf den Krönungseid des Königs, von welchem eine Reservatio mentalis nicht vorausgesetzt werden dürfe, veranlaßte jenen clericalen Referenten natürlich zu vielen Bedenken, sofort also zu solchen Modificationsvorschlägen, welche die beabsichtigte Demonstration eigentlich zu Nichte machen mußten.

Obwohl die wirkliche Majorität des Ausschusses diese Modificationsanträge nicht gut geheißten, wurden dieselben dennoch als Beschluß des Ausschusses behandelt und der Versammlung vorgelegt, und eben durch dieses Manöver der Zweck ganz verfehlt, indem die Versammlung sich durch diese beabsichtigte Bevormundung beleidigt fühlte, daher in gereizter Stimmung votirt wurde.

Alle vorher schon unternommene Bemühung eines Mitgliedes jenes erkornen

Comité's selbst, von der Annahme des Comitéantrages abzurathen, vor den bösen Folgen desselben zu warnen, blieb fruchtlos, der Antrag, wiewohl mit einem geschickt dazwischen geschobenen Amendement, wurde mit bedeutender Mehrheit angenommen, alle vom Ausschusse gemachten Modificationsvorschläge wurden als gar nicht vorhanden erklärt und beseitiget; die Regierungspartei hat eine totale Niederlage erlitten, und jenes Comitémitglied, das an dem eigenen Werke gerüthelt und dasselbe wieder zu untergraben begonnen, dürfte bedeutend in Mißliebigkeit verfallen.

Um diesen oppositionellen Beschluß, durch eine Loyalitätsdemonstration äußerlich wieder zu decken, ward unmittelbar darauf beschlossen: Stände sollten dem nächsten Tages zu Wien stattfindenden Begräbniße Erzherzogs Karl, Generalcapitains Böhmens, als Körperschaft assistiren, und wirklich fuhren desselben Abends an sechzig Ständemitglieder mit einem Separattrain nach Wien ab.

Es ist also wieder eine Formschlacht geschlagen und sogar gewonnen worden; daß sie praktische Folgen haben werde, bezweifeln wir.

S. S.

2.

Vier Tage später.

Änderung in der Stimmung der Opposition. — Ein Monument. — Petitionen. — Frack oder Uniform.

Durch die nach Wien entsendete zahlreiche Trauerdeputation waren die Sitzungen der Ständeversammlung unterbrochen worden, doch auch der Geist, in welchem die Versammlung am 3. Mai eröffnet worden war, hat in dessen sich wesentlich modificirt, so zwar, daß der am 3. Mai gefaßte Beschluß durch die weiterhin beschlossene Form, in welcher die Verwahrung ständischer Rechte dem Throne gegenüber ausgesprochen werden sollte, beinahe als zurückgenommen erscheint; denn es ward von der Mehrheit beliebt, den von dem Comité in Antrag gebrachten Modus, ja sogar dessen früherhin amendirte Modification zu verwerfen und bloß eine sehr devote Landtagseingabe an Se. Majestät zu beschließen, und das kräftig abgefaßte Memoire des Comité's, dessen Auszug die allgemeine Zeitung bereits veröffentlichte, jener Eingabe nicht beizuschließen.

Man muß sich wundern über die plötzliche homöopathische Verdünnung der oppositionellen Stimmung, die sich am 3. Mai kundgegeben, und manche der Herren dürften bedauern, jene Trauerdeputation angereget zu haben, die noch überdies auf Landeskosten reisete.

Dagegen wurde beschlossen, dem verstorbenen Erzherzoge Karl sei auf Kosten des Landes ein Monument zu setzen. Das Nähere über die Ausführung wurde einer späteren Versammlung vorbehalten, und zu wünschen wäre es wohl, man gründete eine gemeinnützige Karlsstiftung, statt eines Steinhauens mehr; ein solches Denkmal paßte besser in die heutigen practischen Verhältnisse.

Auch das ständische Gravamen, wegen Ernennung Unbegüterter zu Landesoffizieren, wurde in eine devote Bitte gekleidet, doch der Landesauschuß ver-

pflichtet, wenn sich eine solche Ernennung ergebe, sogleich dagegen zu remonstriren und den Ständen Bericht zu geben.

Endlich beschloß man Se. Majestät um beschleunigte Erledigung aller im Verlaufe eines Steuerpostulanten = Landtages nach Hofe gelangenden Landtagsanträge zu bitten, und den Ausschuß zu verpflichten, künftig die Publication des Landtagschlusses abzuwarten, und erst nach derselben die Steuer auszusprechen.

Eine Conversation über die Frage, ob man verpflichtet sei, der Versammlung in strenger Uniform anzuwohnen, oder ob der einfache Frack genüge, um gültig zu votiren, nahm jüngst längere Zeit in Anspruch, ohne daß jedoch ein Beschluß zu Stande kam. Es wäre interessant, zu wissen, ob an selbem Tage gleichzeitig auch in Berlin über Kostümfragen verhandelt worden. Noch einige Tage werden die Verhandlungen sich hinziehen, doch voraussichtlich allmählig ermüdend, ermüdend ersterben.

S. S.

3.

Mitte Mai.

Die Kornausfuhr verboten. — Bemühungen des Erzherzogs Stephan. — Graf Salm nach Triest. — Der ständische Theaterzuschuß. — Theater-scandal bei der Stummen von Portici. — Mad. Hoffmann.

Der 9. Mai 1847 wird in unseren Herzen ein schöner Gedenktag der Dankbarkeit für den Erzherzog Stephan bleiben, denn seinem Bemühen danken wir das, hohen Ortes endlich genehmigte, am 9. Mai kundgemachte Getreideausfuhrverbot, welches an sich schon, der zum guten Theile künstlich erzeugten, unmäßigen Kornvertheuerung ein Ziel setzen, und den großen Gutsbesitzern, deren einige noch immer zurückhielten, auf den Hunger der Armen speculirend, zur heilsamen Lehre dienen wird.

Seit Monaten war der umsichtige, energische Prinz bemühet, den Hofbehörden die dringende Nothwendigkeit jener Maßregel vorzustellen, doch war sein Bemühen lange vergeblich; während hier die trübseligsten Berichte aus den Grenzkreisen eingingen, und man Gewaltthätigkeiten des Volkes ängstlich entgegen sah, hielt man in Wien fest an der Freihandelstheorie, und glaubte englische Prinzipien in hentigen Tagen der Ausnahmescalamität durchführen zu müssen; wir wollten allenfalls damit zufrieden sein, gewährte man uns englische Prinzipien auch in jeder andern Richtung, und hungerten gern eine Zeitlang um diesen Preis, stückweise aber läßt sich die Liberalität nicht appliciren, der Volksmagen verträgt das nicht; leider wurden die Vorhersagungen durch trübe Erfolge bethätigt, Excesse der beunruhigendsten Natur gaben sich kund; in Eger, Plan, Comothan, Saaz, Leitmeritz und Königswart dictirte das Volk faktische Ausfuhrverbote, exequirte sie gewaltsam, selbst blutig, ließ seinen Ingrimm aus an den Fenster-scheiben des Königswarter Schlosses, da endlich ward durch das unmittelbar persönliche Drängen unseres Erzherzogs das Verbot gewährt, und von unserer Behörde in lobenswerther Eile kund gemacht und an alle Grenzpunkte gesendet.

Stephan for ever! three times three, rufen wir vollen Herzens, ach wie schade, daß uns der sorgliche Beschützer bald genommen sein soll für immer.

Gleichzeitig mit dem Ausfuhrverbote brachte die am 9. Mai hier angelangte Wiener-Zeitung die offizielle Nachricht von der Ernennung unsers Gubernialpräsidenten Grafen von Salm zum Gouverneur des Küstenlandes, und mit allgemeiner Freude nahm die Bevölkerung die Nachricht dieser schönen Beförderung entgegen; der versammelte Ständekörper will den beförderten Vorstand in großer Deputation beglückwünschen.

So wäre denn der 9. Mai ein zweifacher Freudentag für uns geworden, wir darben sehr an solchen Tagen.

Ausnahmen von der allgemeinen Freude werden sich wohl ergeben, die großen Kornspeculanten werden den Tag verbracht haben in stiller Trauer; das böse Gerücht hatte einen unserer Kirchenfürsten diesen trauernden beigezählt, doch ist das, wie ich höre, böswillige Verleumdung, ausgestreut von der erbitterten Jesuitenpartei. Nächstens kann ich wohl faktische Widerlegungen berichten. Dagegen haftet das Stigma bedeutender Kornspeculation auf einigen Häuptern hohen Adels unwiderleglich fest, und insbesondere soll ein Trojaner darunter bedeutendes in dieser Branche leisten; der 9. Mai mag diesen Vätern des Vaterlandes wohl bekommen.

Daß die Herren Stände in fortgesetzter Versammlung begriffen, diesmal besonders Wichtiges verhandeln, wird Ihnen von anderer Seite her in voller Unmittelbarkeit berichtet werden, während wir genaue Notizen hierüber fehlen.

Um den versammelten Ständen zu beweisen, wie fruchtbringend der aus der Landeskasse der Theaterdirection gemachte Zuschuß jährlicher 1000 fl. sich bethätigt, sind des Theaters Leistungen grade jetzt schlimmer denn je, und eine traurige Theaterzukunft liegt vor uns.

Ungeachtet jenes Zuschusses, der doch zu höheren Ansprüchen berechtigt, und wiewohl ein durch Uneigennützigkeit und Biedersinn notorischer Privatmann, welcher schon früherhin einen unserer großen Gutsbesitzer, durch gefällige persönliche Aufopferungen zu arrangiren bemüht war, der Direction mit Rath und That, und wir sind überzeugt, gegen mäßige Zinsen unter die Arme zu greifen, geht die Unternehmung stets den Krebsgang, und wir glauben neben russischen Magimen, welche hier durchaus nicht passen, trägt übermäßige Gattenliebe die Schuld, denn Mad. Hoffmann soll uns durchaus als Primadonna der Oper aufgedrungen werden, was sie doch vor etwa fünfzehn Jahren nur in einer kleinen, musikalisch ausgehungerten Stadt mochte gewesen sein; so kommt die Oper ganz herunter, weil die Direction nur Folien für Mad. Hoffmann will gelten lassen, und das Schauspiel hat Schauderhaftes zu erwarten, denn Herr Rottmeyer will jetzt fortan seine krampfhaften Kunststücke uns zum Besten geben.

Züngst kam es vor, das Unerhörte! daß Auber's Stumme, die lange Zeit bei uns stets willkommene Oper total Flasco machte, beinahe Veranlassung zu Revolution gegen den Director geworden wäre, wie einst gegen Van Maanen zu Brüssel.

Ein gastirender Tenor einer deutschen Hofbühne hatte bei einer Orgie all sein Stimme — im Champagner und Bierglase gelassen, eine papierstheerenlange

Tänzerin hatte die Fenella gliederpuppenartig verarbeitet, die unvermeidliche Mad. Hoffmann sang Essig dazu, das gedrängtvolle Haus tobte, zischte und pfliff, — mit Noth spielte die Oper zu Ende; wahrlich solche Belustigungen könnten wir wohl auch ohne den Zuschuß von 1000 Fr. haben, und über die Langmuth der Intendantz ist sich zu wundern.

Durch Schaden wird man klug; durch Mißgriffe früherer Direction belehret, welche sich in Neben speculationen eingelassen, und das Ziegelbrennen mit Vorliebe betrieben, ward in dem neuen Contracte bedungen, der Director dürfe niemals Ziegelbrenner werden; das nächste Mal wird bedungen werden müssen, der Director dürfe keine Sängerin zur Frau haben, wenigstens keine Mad. Hoffmann, welcher wir rathen möchten, in Zukunft die Rolle der Stummen zu übernehmen, ohnehin ist's die Titelrolle, und auf diese hat sie das nächste Anrecht als Directrice.

V.

Aus Galizien.

Ende April.

Schreiben eines Deutschen über die Nothzustände. — Frohnbauern und Freie. —
Zur Charakteristik des galizischen Volks.

Um Ihnen einen Blick in die Zustände unserer Volksklassen zu eröffnen sende ich Ihnen heute eine wortgetreue Abschrift eines Privatbriefes, den ich vor einigen Tagen von einem in unabhängiger Stellung im Samborer Kreise (der sich sonst durch seine Fruchtbarkeit auszeichnet) lebenden Freunde, einem Deutschen, erhielt.

„Wie herzerschütternd, ja grauenhaft das Elend meiner Umgebung sich darstellt, vermag ich nicht zu schildern. Der heiliegende Brodlaib *) wird genug sagen und ich darf nur hinzufügen, daß man auf den Feldern und Straßen, in den Gassen der Ortschaften allüberall Männer, Weiber und Kinder findet, die vor Hunger gestorben. Gestern fiel auf der Gasse vor mir ein Knabe zur Erde nieder; ich trat hinzu, er war leblos und die Section zeigte, daß ihn Hunger getödtet. Vor einigen Tagen sah ich ein altes Mütterchen vor einer Scheuer die einzeln umherliegenden Getreidekörner, welche die Sperlinge noch nicht weggepickt hatten, auflesen und gierig verschlingen. Alle Familienbände sind zerrissen und Eltern und Kinder irren vereinzelt umher, um Nahrung für sich zu suchen. Die Selbstsucht tritt in ihrer schrecklichsten Gestalt hervor, denn selbst die Mutter verzehrt allein ihre etwaige Speise und vergift dabei ihres Kindes, während der Vater das ihm geschenkte Getraide bei dem Juden gegen Brannt-

*) Das Brod, von dem ich der geehrten Redaction einige Stückchen sende, besteht aus Hafer sammt der Spreu, aus gestoßenem Hanfsaamen und aus Blättern, und sieht ähnlicher einem Stück Pferdekoth als einer Menschennahrung, als einem Brode, dieser Gottesgabe, wie das Volk es oft zu nennen pfllegt.

wein vertauscht *), in welchem er sich berauscht, während die Seinigen Hungers sterben. Daß er wohl auch nur mit diesem Getränke das, was er als Brod hat, hinabzuwürgen vermag, ist nicht zu bezweifeln. — Und wie traurig sieht es in den Hütten dieser Armen aus! Da sucht man umsonst Tisch, Stuhl oder Bank oder gar eine Truhe, nichts, nichts als vier nackte Wände sind da und ein Ofen, auf dem einer oder mehrere Kranke dahinschmachten. Der Arzt, Dr. Glatter, den Du wahrscheinlich von Lemberg aus kennst, und der sich durch seine Thätigkeit sehr verdient macht, hat in seinem Bezirke, der acht Meilen im Umfange und über 40,000 Seelen zählt, 12 Dörfer, in denen der Typhus epidemisch Jung und Alt dahintrafft. Des Hungertodes starben hier bereits über 300, während das Verhältniß der am Typhus Sterbenden beinahe 3 zu 100 ist. In einigen Dörfern sind die Bewohner fast ganz ausgestorben. Sonderbar, ja unglaublich wird es Dir aber erscheinen, wenn ich sage, daß die Ortschaften, in denen drei Tage in der Woche gefroren wird, sich wohl befinden und die Noth zu jener entseßlichen Höhe nur dort stieg, wo nur geringe oder gar keine Frohne besteht. In den letzten Dörfern verfällt der Bauer bei seiner angeborenen Faulheit und der Ergiebigkeit seines Bodens in eine asiatische Trägheit, verschiebt seine Arbeit von heut' auf morgen und dann auf übermorgen und läßt endlich einen großen Theil seiner Felder unbestellt. — Zur Linderung der Noth sind nun die betreffenden Dominien beauftragt, täglich $\frac{3}{4}$ Quart Korn **) der Person zu verabfolgen ***). Die Kranken erhalten auch gerollte Gerste und in den Staatsherrschaften überdies eine aus Leim gekochte Suppe. Die einlaufenden Sammlungen milder Gaben sind im Verhältniß zur Zahl der Dürftigen sehr gering.

Hier noch Einiges zur Charakteristik hiesiger Landleute. Wenn ein Hungernder theilhaft wird, ist er, was für mehrere Tage bestimmt war, gleich auf und hungert dann wieder sechs bis sieben Tage lang, und sobald er wieder etwas bekömmt, thut er dasselbe, stirbt aber mit vollem Magen, wie Sectionen nachweisen, Hungers, da die Berrichtungen des Magens schon gänzlich gehemmt sind. — Im März l. J. wollte man in mehreren Ortschaften diese Leute gegen angemessenen Taglohn mit Holzfällen im Walde beschäftigen, sie erklärten sich aber für jede Arbeit zu schwach und waren es auch. Man gab ihnen nun den Taglohn einer Woche voraus, damit sie hernach gestärkt zu arbeiten fähig würden; obwohl aber Alle vorher das Geld angenommen hatten, ging doch, nachdem es verzehrt war, keiner zur Arbeit, denn sie erklärten sich noch immer für zu schwächlich, fanden es aber eigentlich nur bequemer, auch ohne zu arbeiten, wenn auch kümmerlich, ernährt zu werden.“

*) Da dies fast allgemein geschah, wurde von den Behörden den Juden auf das Strengste untersagt, dies Getraide den Bauern abzukaufen.

**) 1 Korkez (beinahe 2 Mezen) enthält 32 Garnez, 1 Garnez 4 Quart. Die Bauern schroten das Getraide auf ihren Handmühlen.

***) Die Theilhaftigen sind verpflichtet das ihnen nicht als Gabe, sondern nur als Unterstützung gereichte Getraide allmählig wieder zu erstatten, was freilich sehr selten geschieht, so daß sich im Przemisler Kreise vor mehreren Jahren der Fall ereignete, daß ein Gutsherr mehrere tausend Korkez Getraide als Rückerstattung der geleisteten Unterstützung zu fordern hatte.

VI.

Erzherzog Karl.

Aus Oesterreich.

Durch den Tod des greisen Feldherrn erleidet Oesterreich einen unbeschreibbaren, ja einen unersehbaren Verlust. Man wende nicht ein, daß nichts in der Welt unersehbare sei. Nur das Physische, Greifbare erneuert sich wieder, aber ein Gedanke, der verwischt wird, ein Ideal, das aus dem Leben schwindet, ist durch Nichts zu ersetzen. Zertrümmert die Wendesaule, zündet die Westminsterabtei an vier Enden an, es gibt Blöcke genug, aus denen sich eine andere Colonne hauen läßt, es fehlt nicht an Stein und Mörtel, um eine neue Kirche zu bauen; aber den Geist, der durch die Hallen jener einen geht, der Gedanke, der in jener einen Säule verkörpert ist, den kann kein Baumeister, kein Bildhauer der Welt wieder herauf beschwören.

Es war ein großer Feldherr den sie nun zur Erde bestatteten, aber das jüngere Geschlecht wird vielleicht einen eben so großen heranbilden; es war ein herrliches, großmüthiges, aufopferungsvolles Herz, das sie einbalsamirten, aber noch schlagen der edlen Herzen viele in dieser Welt. Was aber unwiederbringlich nun dahin ist, das ist das ehrwürdige Nationalmonument, das nun zertrümmert ist, die Ehrentafel, die geschichtliche Säule, auf welche die Blicke einer großen Völkermasse mit stolzem Selbstgeföhle hinschauten.

Für Oesterreich ist dieser Verlust um so größer, als es arm ist an solchen Zeitgenossen, für die die Herzen sich begeistern können, weil es arm ist an volksthümlichen Männern, welche für das Gesamtvolk die sichtbaren Träger seiner Geschichte und seines Nationalbewußtseins sind. Nicht daß es an Männern fehlt, die ein Recht darauf hätten. Die Schlachten gegen Napoleon haben den österreichischen Waffen, bei großen Verlusten, manchen herrlichen Ehrentag bereitet, die deutsche Kriegsgeschichte weiß der glorreichen Waffenthaten genug, welche von österreichischen Kriegeren vollführt wurden. Aber die Namen dieser Krieger kennen eben nur die militairischen Annalen, dem österreichischen Volke sind sie zum großen Theile fremd und unbekannt. Eine falsche, verblendete und entkräftende Staatspolitik hat dem Volke das erhebende Gefühl geraubt, auf seine hervorragenden Männer mit Selbstbewußtsein hinweisen zu können, ein undankbares und engherziges Prinzip hat diesen Selben den besten Lohn ihrer Thaten entzogen: die Volksthümlichkeit ihrer Namen, die unmittelbare Anerkennung der Gesamtbevölkerung. Fragt in Preußen von Tilsit bis Aachen, wer Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen u. s. w. gewesen, jeder wird euch aus ihrer Biographie und von ihren Ruhmestagen erzählen. Ihre Bildsäulen stehen vor dem Schlosse des Königs, für den sie gefallen, ihr Ungedenken wurde in zahllosen Festen, Erinnerungsfestlichkeiten, Denkmünzen, in freimüthigen Schilderungen dem Volke eingeprägt, das ihre Namen und ihre Thaten als eine kostbare Errungenschaft, als ein stolzes Nationaleigenthum bewahrt. Fragt dagegen in Oesterreich die Masse der Bürger nach den Thaten der greisen Feldherrn des Staates. Die

meisten werden euch nicht Rede stehen können, wenn er nicht etwa zufällig ein Abonnent der militairischen Zeitschrift unter ihnen ist. Und vollends die Jugend, die in diesen dreißig Jahren des Friedens herangewachsen ist und für die selbst jene Namen, die vielleicht ihren Vätern noch aus alter Zeit im Ohr klingen, etwas Abgethanes, Verschollenes, Urweltliches sind, für die sie kein Herz und keine Theilnahme hat.

Und doch gibt es in der österreichischen Armee Männer genug, deren Laufbahn reich an großen und denkwürdigen Zügen ist, Männer, die ganz und gar die Söhne ihrer Thaten und ihrer Verdienste sind. Man darf einen wichtigen Umstand zur Beurtheilung des österreichischen Heers nicht übersehen: ein guter Theil der höhern Stabsoffiziere gehört seiner Geburt nach dem Bürgerstande an. Bei der Präponderanz der Aristokratie, die für ihre Windelkinder schon ein Offizierdiplom in Anspruch nimmt, würden jene Männer sicher nicht zu so hohen Graden empor gestiegen sein, wenn sie sie nicht zum Theil auf dem Schlachtfelde errungen hätten, wenn ihre Verdienste nicht überwiegend wären. Und jene Aristokratie selbst, so wenig wir Freunde ihrer Ummäzung sind, Muth und Tapferkeit kann auch der eingeleistete Feind den alten Adelsgeschlechtern Oesterreichs nicht absprechen, und manche Glieder, die bei ihrer Geburt in battifene Windeln gewickelt wurden, sind auf dem Schlachtfelde amputirt worden. Wo aber ist die Volkshronik, die ihrer Thaten gedenkt? Nur die Kameraden, die eigene Familie, höchstens das Regiment weiß etwas davon zu erzählen. Der Staat hat sie abgelohnt, was wollen sie mehr? Die Söhne des Feldmarschalls Schwarzenberg haben ihrem Vater auf ihre eigene Kosten ein kleines Erinnerungsmonument bei Leipzig setzen müssen *) und der Preuße Barmhagen von Ense hat in seinen Denkwürdigkeiten zur Popularisirung des Namens dieses Feldherrn fast mehr beigetragen, als die gesammte populäre Presse in Oesterreich. Die österreichische Bureaucratie will keine Individualitäten in ihrem Tintenstaat, sie will keine Volkslieblinge, deren Nimbus sie verdunkeln könnte, sie will keinen Nationalstolz, der sich dann vielleicht gegen manche ihrer Zumuthungen sträuben würde. Ihr Staat ist eine Logarithmentafel, ein Schachbrett mit Figuren, die sie nach Belieben bewegen kann; Blut, Leben, Begeisterung passen nicht in ihr System.

Die Folgen hiervon liegen auf der Hand. Die Phantasie der österreichischen Jugend erhebt sich weit mehr für die großen Gestalten der französischen Heerführer, obschon sie das eigene Land verheert haben, ja sie begeistert sich viel eher für die preussischen Kriegshelden, als für die dürrn vom Gensurhauch ausgetrockneten Notizen über die vaterländischen Streiter, deren Namen ihr im Leben höchstens in den Beförderungslisten oder im Militärschematismus begegnen, deren Leben und Wirken ganz außerhalb des Bewusstseins der Nation steht, in denen sie blos Paradekünstler sieht und denen sie einzelne Züge der Ueberhebung und der Kositheit, die in keiner

*) Irrn wir nicht, so besteht in Oesterreich noch immer die Verordnung, vermöge welcher keiner Person im Staate (mit Ausnahme der kaiserlichen Familie) ein lebensgroßes Monument gewidmet werden darf, und wenn sie zehn Mal den Staat vom Untergange gerettet hätte. Wie würden auch sonst die Statuen eines Salm, eines Stahremberg, eines Eugen, eines Laudon fehlen? —

Armee fehlen, viel bitterer anrechnet, als es anderswo geschieht. Darum finden in Oesterreich die vielen spöttischen und herabwürdigenden Anekdoten, die fremde Geschichtschreiber, Memoiren- und Romandichter aufstischen, viel eher Glauben als der trockene offizielle Lobhudel, den die heimathliche censurte Presse den betreffenden Männern spendet und dem alle Wirkung abgeht, weil das Leben, die freie Kritik, die psychologische und historische Gerechtigkeit darin fehlt, weil Alles den Stempel der bevormundenden Beamtenhand daran trägt. Jenes richtige Gefühl, mit welchem anderswo der Gebildete wohl zu unterscheiden weiß, was gegen den Staat, dem er angehört, aus Nationalhaß und aus Eifersucht von fremden Schriftstellern aufgetischt wird, fehlt der Masse der unter der Taucherglocke erzogenen Oesterreicher völlig. Was draußen, in der Freiheit geschrieben wird, gleichviel ob von Feind oder von Freund, wird unbedingt geglaubt, was unter der Regide österreichischer Censur erscheint, wird unbedingt bezweifelt. Das Ausland, seine Anerkennung, seine Aburtheilung gibt der österreichischen Jugend den Maßstab zur Beurtheilung der heimathlichen Verdienste. Zu dieser Abnormität, die vielleicht nirgends ihres Gleichen findet, hat die große Weisheit unseres Systems uns gebracht. Wo soll bei solcher Erziehung der Patriotismus herkommen, und jener schöne Ehrgeiz, der andere Staaten befruchtet, der Ehrgeiz, den besten Männern im Vaterlande nachzustreben?

Darum ist mit dem Erzherzog Karl so viel zu Grabe gegangen, weil er einer der großen Ausnahmen war, in dem ganz Oesterreich einen der Hauptträger der Nationallehre sah, weil er den gemeinsamen Stolz Aller bildete, welcher Provinz sie auch angehörten.

Solche Centralpunkte, solche gemeinsam erkannte und gewürdigte Männer des Volkes, wie wenige besitzt ihrer die österreichische Monarchie! Für welche himmelweit von einander unterschiedenen Persönlichkeiten schwärmen die einzelnen Theile des Staats! Die Einen schwärmen für Friedrich den Streitbaren und Max I., die Andern für Mathias Corvinus und Bruni, die Dritten für Karl IV. und Georg von Podiebrad. Das geistige Gesamtband, die Vendomesäule, die Westminsterabtei, in welchem alle Herzen sich begegnen, geht uns in dieser schweren Zeit der immer drängenderen Sprach- und Nationaleifersucht mehr als je ab. Und in dieser schwierigen Zeit steigt nun auch noch ein Mann zu Grabe, der, obschon ein hoher Greis und fast vierzig Jahre vom Schauplatz eingreifenden Wirkens verdrängt, immer noch die wärmste nicht blos offizielle Verehrung all der Volkstämme der österreichischen Monarchie besaß. —

††

VII.

N o t i z e n.

Benedey und die französische Presse. — Ein armenischer Prinz.

Man, dem die Freiheit nicht ein bloßes Stichwort für Versteckung egoistischer Interessen ist, sondern der sie lebendig im Herzen trägt, mußte sich schmerzlich berührt fühlen, als die liberale Partei in Baiern nach Entfernung des vori-

gen Ministeriums siegestrunken in die Hände klatschte und außer sich gerieth über ein Ereigniß, das ihr das Ruder in die Hände zu spielen verhieß; wie dieses Ereigniß sich motivirte, darauf kam es ihr nicht an.

Ein deutscher Schriftsteller in Paris, dem die Ehre seiner Nation am Herzen liegt, sandte einen Artikel darüber an die Kölnische Zeitung; sie wies ihn aus Censur-Rücksichten zurück. Er schickte ihn darauf an Herrn Armand Marast, Redacteur des National. Der National ist nicht gerade durch die Censur behindert, auch hat er keinen großen Respect vor den Königskronen, aber er nahm ihn dennoch nicht auf. Auf Deutschlands Ehre konnte es dem National natürlich nicht viel ankommen; er dachte: Lassen wir sie ihre schmutzige Wäsche selber reinigen.

Benedey ging mit seinem Artikel in das Bureau des sozialistischen Blattes „*Démocratie pacifique*“; hier erklärte ihm aber der Redacteur, Herr Confidant, es wäre absurd von den Deutschen, bei einer liberalen Wendung der Regierung pedantisch nachzufragen, woher diese Wendung gekommen sei. „Was liegt daran, wodurch Sie die Freiheit gewinnen, wenn Sie sie endlich erlangen? Jedenfalls ist es besser, sie aus der Hand eines schönen Weibes, als aus der blutigen des Volkes zu erhalten. Die alte Moral ist verlebt; man hat jetzt eine neue, in der Leidenschaft allein ist das Recht.“

Zweierlei, was uns trösten kann, lernen wir aus dieser Geschichte; einmal, daß der Begriff von Freiheit und Ehre, wie er in den Köpfen vieler Franzosen spukt, um nichts weniger nun klar ist, als der vieler deutschen Liberalen.

Sodann, daß die Censur der Gerants en chef in einem Lande, wo nur wenige mächtige Blätter die Concurrrenz aushalten können, nicht weniger drückend ist, als die Schere eines bestallten Censors.

— Man schreibt aus Brüssel: Seit einigen Wochen sieht man in den hiesigen Salons einen jungen Mann von eleganter Tournüre, mit halb tartarischen, halb türkischen Gesichtszügen und schwarzen glühenden Augen. Sein Costüm besteht aus Sammet mit Gold und Perlen reich gestickt, aus einem persischen mit diamantenen Schnallen, während ein Brillantstern auf der Brust hängt; es ist dies der Prinz von Koricoff, ein Enkel des ehemaligen „*Czaars*“ von Armenien Leon VI., der nun durch die Ungnade des russischen Kaisers im Exil sich befindet, während daheim alle seine Güter confiscirt sind. Die Ursache dieser Verbannung des jungen Fürsten, der bisher ruhig in St. Petersburg lebte, ist ein flüchtiger Volksaufstand, der kürzlich in Georgien stattfand, wobei der Ruf ertönte: Es lebe der Czarowitsch Leon VII. Der Patriarch von Sibirien hat dem jungen Fürsten, der ausgelassen lustig und streng bigott zu gleicher Zeit ist, einen Bischof in Begleitung zweier armenischen Edelleute nachgeschickt, die vor einigen Tagen hier angekommen sind.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig**. — Redacteur: **J. Kuranda**.
Druck von Friedrich Andra.